

DIE KONSTRUKTION DER MUTTER IN POLITIK, WIRTSCHAFT, MEDIEN UND ALLTAG

Natalie Berner

Eine
kommunikations-
wissenschaftliche
Diskursanalyse
am Beispiel
Mutterschaft

HERBERT VON HALEM VERLAG



HW

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Natalie Berner

Die Konstruktion der Mutter in Politik, Wirtschaft, Medien und Alltag.

Eine kommunikationswissenschaftliche Diskursanalyse

am Beispiel Mutterschaft

Köln: Halem 2022

Dissertation, Ludwig-Maximilians-Universität München, 2021

NATALIE BERNER ist Kommunikationswissenschaftlerin am Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme (inkl. Online-Netzwerken) gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

© 2022 by Herbert von Halem Verlag, Köln

ISBN (Print): 978-3-86962-633-8

ISBN (PDF): 978-3-86962-634-5

Den Herbert von Halem Verlag erreichen Sie auch im Internet unter <http://www.halem-verlag.de>
E-Mail: info@halem-verlag.de

Dieses Buch wurde auf FSC®-zertifiziertem Papier gedruckt.

SATZ: Herbert von Halem Verlag

LEKTORAT: Rabea Wolf

DRUCK: docupoint GmbH, Magdeburg

COVER: Birmingham Museum/unsplash

GESTALTUNG: Claudia Ott Grafischer Entwurf, Düsseldorf

Copyright Lexicon ©1992 by The Enschedé Font Foundry.

Lexicon® is a Registered Trademark of The Enschedé Font Foundry.

Natalie Berner

Die Konstruktion der Mutter in Politik, Wirtschaft, Medien und Alltag

Eine kommunikationswissenschaftliche Diskursanalyse
am Beispiel Mutterschaft

HERBERT VON HALEM VERLAG

Für Ronja

Inhalt

1.	Einleitung	13
2.	Theoretische Grundlage	20
2.1	Bedeutung von Theorie für den Forschungsprozess	20
2.2	Das Verhältnis von Diskurs und Subjekt	23
2.3	Wirkung und Logik von Mediendiskursen	26
2.4	Transformation durch Ideologiekritik	34
2.5	Zusammenführung	37
3.	Ideengeschichte zu Mutterschaft: Wandel als Konstante	39
3.1	Mutterschaft in der vorindustriellen Gesellschaft	40
3.2	Wendepunkt durch Industrialisierung und bürgerliche Familie	44
3.3	Wissenschaftliche Konzeptualisierungen bis 2015	46
3.4	Herausforderungen der Gegenwart	50
3.5	Zusammenführung	59
4.	Forschungsperspektiven: Mutterschaft und Medienwirkung	61
4.1	Vorstellungen von Mutterschaft und mögliche Einflussfaktoren	62
4.2	Medieninhaltsanalytische Studien zu Mutterschaft	68

4.3	Studien zur Wechselwirkung von Medien- und Alltagsdiskurs	77
4.4	Zusammenführung	80
5.	Forschungsagenda und Kategoriensystem	82
5.1	Problemstellung und Forschungsfrage	82
5.2	Das Kategoriensystem als Analyseraster	85
6.	Methodische Umsetzung	89
6.1	Die Diskursanalyse und ihre Operationalisierung	90
6.2	Anlage der Untersuchung	91
6.3	Materialerhebung und Materialauswahl	93
6.4	Die Analyseeinheiten im Überblick	104
6.5	Ablauf von Untersuchung und Auswertung	105
6.6	Reflexion und Positionierung	107
7.	Der Mutterschaftsdiskurs – Ursprung, Logik und Wirkung	110
7.1	Die Mutter in Wissenschaft, Politik und Wirtschaft	111
7.1.1	<i>Wissenschaft: Die Mutter als Forschungsobjekt</i>	111
7.1.2	<i>Politik: Die Mutter als ideologischer Lackmustest</i>	123
7.1.3	<i>Wirtschaft: Die Mutter als Ressource</i>	139
7.1.4	<i>Zusammenfassung</i>	148
7.2	Die Mutter im Mediendiskurs	151
7.2.1	<i>Leitmedien: Bühne frei für die Ressourcenverhandlung</i>	151
7.2.2	<i>Zeitschriften und Magazine: In der medialen Komfortzone</i>	175
7.2.3	<i>Werbung: Sex sells – and so does harmony!</i>	191
7.2.4	<i>Instagram: Im Korsett der Plattformlogik</i>	201
7.2.5	<i>Zusammenfassung</i>	216

7.3	Die Mutter im Alltagsdiskurs	220
7.3.1	<i>Vorstellungen der »guten Mutter«:</i> <i>»Da sein, Zeit haben«</i>	220
7.3.2	<i>Problembezüge im Alltagsdiskurs:</i> <i>»Etwas bleibt auf der Strecke«</i>	231
7.3.3	<i>Formen subjektiver Aneignung:</i> <i>»Die Kinder sind meine Karriere«</i>	240
7.3.4	<i>Einflussfaktoren und Wirkungsannahmen</i>	268
7.3.5	<i>Zusammenfassung</i>	277
7.4	Synthese	281
8.	Fazit	288
9.	Literaturverzeichnis	298
10.	Materialverzeichnis	329
11.	Anhang	347
	Danksagung	350

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1	Grafische Zusammenführung der theoretischen Prämissen	38
Abb. 2	Dimensionen von Mutterschaft in eigener Darstellung	60
Abb. 3	Teilbereiche des Forschungsstands im Überblick	81
Abb. 4	Das Kategoriensystem in eigener Darstellung	88
Abb. 5	Untersuchungsanlage	92
Abb. 6	Die methodische Umsetzung der Diskursanalyse	94
Abb. 7	Selektionskriterien der systematischen Literaturrecherche	95
Abb. 8	Diskursebene Wissenschaft: Fachzeitschriften in der Materialbasis	96
Abb. 9	Die Materialbasis im Überblick I: Diskursebene Medien	104
Abb. 10	Die Materialbasis im Überblick II: Diskursebene Alltag	105
Abb. 11	Die Materialbasis im Überblick III: Politik und Wirtschaft	105
Abb. 12	Diskursebene Wissenschaft: Diskurspositionen	122
Abb. 13	Diskursebene Politik: Familie bei CSU, SPD und Die Grünen	130
Abb. 14	Diskursebene Politik: Familie bei CDU und FDP	131
Abb. 15	Diskursebene Politik: Familie bei der AfD	132
Abb. 16	Diskursebene Politik: Die alleinerziehende Mutter bei SPD und CDU	133
Abb. 17	Diskursebene Politik: Diskurspositionen	138
Abb. 18	Diskursebene Wirtschaft: Fokus auf »Life-Balance« und flexibles Arbeiten	140
Abb. 19	Diskursebene Wirtschaft: Visualisierung der Mutter in der Wirtschaft	142
Abb. 20	Diskursebene Wirtschaft: Diversität und »Ready to be different«	144
Abb. 21	Diskursebene Wirtschaft: Lebenssinn und Wachstum mit dem Unternehmen	145

Abb. 22	Diskursebene Wirtschaft: Diskursposition	146
Abb. 23	Zusammenfassung I	149
Abb. 24	Diskursebene Leitmedien: Beispiel aus <i>Die Zeit</i> , <i>FAZ</i> und <i>Die Welt</i>	154
Abb. 25	Diskursebene Leitmedien: Problembezug Biopolitik in der <i>taz</i>	155
Abb. 26	Diskursebene Leitmedien: Müttererwerbstätigkeit	157
Abb. 27	Diskursebene Leitmedien: Ressourcenverteilung zwischen den Geschlechtern	158
Abb. 28	Diskursebene Leitmedien: Problembezug »Unbehagen«	160
Abb. 29	Diskursebene Leitmedien: Visuelle Regelmäßigkeiten	162
Abb. 30	Diskursebene Leitmedien: Mütterbilder und ihre Extreme	162
Abb. 31	Diskursebene Leitmedien: Die Mutter als Leerstelle	163
Abb. 32	Diskursebene Leitmedien: Diskurspositionen in den Leitmedien	175
Abb. 33	Diskursebene Zeitschriften: Wiedereinstieg, Vereinbarkeit und Zerrissenheit	176
Abb. 34	Diskursebene Zeitschriften: Problembezug Mama-Burnout	177
Abb. 35	Diskursebene Zeitschriften: Widerstände im Alltag, mütterliche Sexualität und Lifestyle	178
Abb. 36	Diskursebene Zeitschriften: Stillstand versus Dynamik	179
Abb. 37	Diskursebene Zeitschriften: »Ich wollte schon immer Hausfrau sein«	180
Abb. 38	Diskursebene Zeitschriften: Reportagen und Schicksale	181
Abb. 39	Diskursebene Zeitschriften: »Game of Moms«	182
Abb. 40	Diskursebene Zeitschriften: Visualisierung in <i>Missy Magazine</i> und <i>Emma</i>	183
Abb. 41	Diskursebene Zeitschriften/Magazine: Diskurspositionen	190
Abb. 42	Diskursebene Werbung: Problembezug Ernährung	192
Abb. 43	Diskursebene Werbung: Pflege und Gesundheit	193
Abb. 44	Diskursebene Werbung: Leistung und Nahrungsergänzungsmittel	194
Abb. 45	Diskursebene Werbung: Problembezug Hausarbeit	194
Abb. 46	Diskursebene Werbung: »Bei Mama fehlen mir halt die Worte...«	195

Abb. 47	Diskursebene Werbung: Mutterbilder in der Werbung	197
Abb. 48	Diskursebene Werbung: Diskurspositionen in der Werbung	201
Abb. 49	Diskursebene Instagram: Schwangerschaft auf Instagram	203
Abb. 50	Diskursebene Instagram: Problembezug Postpartum-Körper	204
Abb. 51	Diskursebene Instagram: Modus der Synchronität	205
Abb. 52	Diskursebene Instagram: Ressourcenexternalisierung	206
Abb. 53	Diskursebene Instagram: Fürsorge auf Instagram	207
Abb. 54	Diskursebene Instagram: Der Einfluss des Kindes auf die Visualisierung	208
Abb. 55	Diskursebene Instagram: Inszenierung von Mutterschaft	210
Abb. 56	Diskursebene Instagram: Intimität und Harmonie	211
Abb. 57	Diskursebene Instagram: Depression und schlechtes Gewissen	212
Abb. 58	Diskursebene Instagram: »Mental Load« und schlechte Tage	212
Abb. 59	Diskursebene Instagram: Diskurspositionen auf Instagram	214
Abb. 60	Zusammenfassung II	219
Abb. 61	Diskurspositionen im Alltagsdiskurs	278
Abb. 62	Diskursebene Alltag: Modellbildung	280
Abb. 63	Zusammenfassung III: Positionierung zum Mediendiskurs	280

1. EINLEITUNG

»Keiner will Mutter sein«, stellt Katrin Bruns resigniert fest. Sie sitzt im Polit-Talkmagazin *Hart aber Fair* und ihre Bauchbinde verrät, »Mutter von drei kleinen Kindern, derzeit im Homeoffice«. Es ist der 4. Mai 2020 und der Titel der Sendung lautet: »Lagerkoller im Lockdown: Was lässt Corona von unserem Leben übrig?«. Zum Ende hat sich Moderator Frank Plasberg ein Spiel ausgedacht: Jeder der Gäste soll sagen, mit welchem der anderen Gäste er oder sie für einen Tag tauschen würde. Im Angebot sind Malu Dreyer (SPD, Ministerpräsidentin des Landes Rheinland-Pfalz), Prof. Dr. Melanie Brinkmann (Virologin, Professorin am Institut für Genetik an der TU Braunschweig), Ulrich Matthes (Schauspieler), Alexander Herrmann (Sternekoch, Gastronom) und die Mutter im Homeoffice gibt es auch. Aber in ihre Lebenswelt möchte niemand der Anwesenden für einen Tag eintauchen. Ihr zu Beginn zitierter Satz verhallt am Ende der Tauschrunde unkommentiert im Fernsehstudio.

Diese Szene ist symptomatisch. Zeigt sie doch, zu welch einem Politikum »die Mutter« geworden ist, die auch auf der medialen Debattenbühne nicht fehlen darf – und das nicht erst seit pandemischen Zeiten. Während die anderen Gäste in ihren beruflichen Funktionen sichtbar sind, steht »die Mutter« seltsam für sich. Als einzige wird sie in ihrer generativen Rolle präsentiert, vergessen dabei, dass auch die anderen Gäste allesamt Söhne und Töchter, Enkelinnen und Enkel, Schwestern und Brüder, Freundinnen und Freunde und ja teilweise auch Mütter und Väter sind. Für die Medienlogik und das TV-Debattenformat passt der Holzschnitt an diesem Abend besser: ein Problem, eine Position, eine Mutter. Auf Katrin Bruns Schultern lastet diskurstheoretisch in dieser Szene viel. Die Mutter steht für die Personifizierung eines Ressourcenengpasses, der einsetzt, wenn die Externalisierung von Dienstleistungen – formell oder informell,

bezahlt oder nicht bezahlt – wegfällt. Sie steht für die Ausbeutung und den Raubbau des Menschen an sich und seiner wertvollsten Ressource: seiner Zeit. Sie steht für blinde Flecken im Mediendiskurs, sie steht aber auch mit vollem Pathos für die Frage: Was sind die Maximen eines gelungenen Lebens? Mit welchem Wert wird der Zeiteinsatz belegt, wenn wir uns um andere kümmern, wenn wir uns Zeit nehmen? Wie lässt sich die Bedingtheit und Angewiesenheit jedes menschlichen Lebens in die gesellschaftliche Gesamtgleichung miteinbeziehen? Und warum wird dieses komplexe und fundamentale Problem immer noch an der vereinzelt »Mutter im Homeoffice« verhandelt? Sozialwissenschaftlich braucht es hier Fragen, die an die Gesellschaft und ihre Grundsätze gestellt werden müssen und an vielen Orten schon lange gestellt werden. C. W. Mills hat 1963 in seiner *Soziologischen Phantasie* die ureigene Aufgabe der Sozialwissenschaften in der Übersetzungsarbeit gesehen, die vollzogen wird, wenn persönliche Probleme und Schwierigkeiten in gesellschaftliche Problem- und Fragestellungen umgemünzt werden. Sozialwissenschaft soll bewusst machen, dass milieuspezifische Sorgen, die sich im Einzelnen manifestieren, mit gesellschaftlichen Strukturproblemen zusammenhängen:

»Es ist die ständige politische Aufgabe des Sozialwissenschaftlers – wie jedes liberalen Pädagogen – persönliche Schwierigkeiten in öffentliche Probleme zu übersetzen und die letzteren so zu formulieren, dass ihre Bedeutung für das Leben einer Vielfalt von Individuen deutlich wird« (MILLS 2016: 278).

In diesem Sinne stehen die vielfältigen Konfliktlinien, die in Bezug auf Mutterschaft, Elternschaft oder Fürsorge oft personalisiert verhandelt werden, stellvertretend für komplexe gesellschaftliche Großdynamiken und ihre inneren Widersprüche. Dem Mediendiskurs und seinen Herstellungsmechanismen kommt hierbei eine wirklichkeitskonstituierende Rolle zu. Welche Machtverhältnisse sich in Bezug auf die mediale Verhandlung von Mutterschaft zeigen, welchen Ursprung Diskurspositionen haben und welche Wirkung sie auf subjektive Aneignungsprozesse entfalten, ist Gegenstand dieser Arbeit.

Meine persönliche Auseinandersetzung mit diesem Forschungsthema begann vor vielen Jahren am Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung in München. Ich hatte ein neunmonatiges Kind, ein unvollendetes Philosophie-Studium und viele unbeantwortete Fragen – an mich, die Gesellschaft, aber auch an die Kommunikationswissenschaft. Während es in der Philosophie keine Selbstverständlichkeiten gab – und ich soweit war, Heideggers *Geworfenheit des Daseins* (2006) als plausible Ter-

minologie anzunehmen –, schien mir die Kommunikationswissenschaft in ihrem Erklärungsanspruch und Gegenstandsbereich sehr abgeschlossen. So war ich erfreut, als ich auf Menschen traf, die innerhalb des Fachs diese Enge hinterfragten und neue Möglichkeiten und Potenziale aufzeigten.

Neue Perspektiven wurden mir auch durch meine Tochter erschlossen. Ich stellte fest, wie stark die Mutterrolle im öffentlichen Raum polarisieren konnte, wie sich die Wahrnehmung explizit meiner Person änderte, sobald ich in dieser Rolle in Erscheinung trat. Ich begann mich zu fragen, welchen Stellenwert die Mutter in der Gesellschaft eigentlich zugeschrieben bekommt und warum. Ich fragte mich, woher der große mediale Redebedarf herrührte, den ich parallel beobachtete, welche Interessen dabei abgebildet wurden und welche Konsequenzen das für den Handlungs- und Entscheidungsspielraum von Menschen mit Familienverantwortung haben mochte. Mein anfängliches Wundern, meine Alltagsbeobachtungen und mein präwissenschaftliches Erkenntnisinteresse machten allein noch keine Fragestellung aus, sie gaben aber den Anstoß für die dann einsetzende wissenschaftliche Auseinandersetzung (BERNER 2018). Im Zuge dieser Beschäftigung wurde schnell deutlich, dass bei der Thematik Mutterschaft widersprüchliche normative Vorgaben vorliegen, die verantwortlich sind für die Spannungen auf individueller Ebene und die sich vielfältig begründen und herleiten lassen (THIESSEN/VILLA 2010). Das Mutterleitbild in Deutschland ist nach wie vor hochgradig normativ aufgeladen und blickt auf eine vielseitige historische Entwicklung zurück (THIESSEN 2019; SCHÜTZE 2010).

»Offensichtlich verkörpern Mütter und Kinder in Deutschland ideologische Positionen, historische Traditionslinien, sozialpolitische Regime und religiös fundierte Ethiken, deren Veränderungen massive Affekte mobilisieren. In diesem spiegelt sich auch die Verunsicherung über den Verlust von traditionellen Gewissheiten, der sich derzeit abzeichnet« (THIESSEN/VILLA 2008: 277).

Mein Erkenntnisinteresse als Kommunikationswissenschaftlerin richtet sich nun auf die Gegenwart und dabei ganz explizit auf die Frage, welchen Stellenwert die mediale Konstruktion von Mutterschaft für die subjektive Aneignung hat, aber auch was wir über die Gesellschaft und ihre Selbstverständlichkeiten lernen können, wenn wir diese hinterfragen. Dabei bediene ich mich einer diskursanalytischen Theorieperspektive. Auf deren Basis frage ich nach Deutungsstrukturen und Interessenslagen sowie dem Wirkungspotenzial des Mediendiskurses. Die konkreten Forschungsfragen lauten dabei:

*Wie wird Mutterschaft im öffentlichen Diskurs konstruiert
und wie wirkt sich insbesondere der Mediendiskurs auf den
Alltagsdiskurs aus?*

Es ergeben sich die Unterfragen: Wie verändert die Logik des Mediendiskurses den Gegenstand? Welche Diskurspositionen sind sichtbar und wo haben sie ihren Ursprung? Welchen Grenzen ist die diskursive Formation unterworfen? Welches Überzeugungssystem, welche Interessenslagen und welche Valorisierungsstrukturen setzen sich mit welchen Strategien durch? Und: Wie wird der Mediendiskurs im Alltag letztlich decodiert? Im Gegensatz zu bestehender Forschung (CHAE 2015; EX et al. 2002; MARTINS/JENSEN 2014) beziehe ich in die Untersuchung unterschiedliche Diskursebenen mit ein. So vergleiche ich den Mutterdiskurs auf vier medialen Ebenen (Leitmedien, Instagram, Zeitschriften und TV-Werbung) mit drei außermedialen Diskursebenen (Wissenschaft, Politik und Wirtschaft) und dem Alltagsdiskurs zu Mutterschaft im Untersuchungszeitraum 2015-2018. Abgrenzungen und Zusammenhänge können so aufgezeigt werden, die die »latente Wirkung von Mediendiskursen« (DIABATÉ 2015) auf gesellschaftliche Normen und Leitbilder besser verständlich machen.

Neben diesem primären Erkenntnisinteresse basiert dieses Forschungsprojekt auch auf der Motivation, am Gegenstand Mutterschaftsdiskurs das kommunikationswissenschaftliche Potenzial für immanente Gesellschaftskritik aufzuzeigen. Im Nachzeichnen von Widersprüchen und Inkonsistenzen in dem, was uns an Normvorstellungen (explizit und implizit) auf verschiedenen Diskursebenen begegnet, können strukturelle Schiefen expliziert werden, die symptomatischen Charakter haben (RECKWITZ 2019). Da der Mediendiskurs systemimmanent ist, also in einem bestimmten Überzeugungssystem produziert wird und in diesem zirkuliert, kann immanente wissenschaftliche Gesellschaftskritik genau hier ansetzen. In der Kommunikationswissenschaft ist dieses Feld unterbesetzt, umso dringlicher erscheint die Aufgabe, diese Herausforderung anzunehmen. Dabei ist die Relevanz der Arbeit nicht nur in der gegenstandsbezogenen Analyse zu sehen, sondern auch in ihrem Aufruf dazu, sich als Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der gesellschaftlichen Verantwortung zu stellen, die durch die eigene Wissensproduktion entsteht (LAGASNERIE 2018). Die Analyse des Mutterschaftsdiskurses aus einer gesellschaftskritischen kommunikationswissenschaftlichen Haltung heraus möchte vor diesem Hintergrund einen Beitrag zur Fragen- und Perspektivenplura-

lität in der Kommunikationswissenschaft leisten. Dabei wird zusätzlich eine Haltung eingenommen, die »das Subjektive« im Forschungsprozess als wertvolles konstruktives Element sieht, statt es verstecken zu wollen. Die Vertrauenskrise der Psychologie (FURLEY et al. 2016; GEUKES et al. 2016; SCHWEIZER/FURLEY 2016) zeigt, wie das »unsichtbare Subjekt«, die Forscherpersönlichkeit, wirkt, selbst wenn sie im wissenschaftlichen Produkt negiert wird. Daher wird in dieser Arbeit ganz bewusst die subjektive Ausgangslage transparent gemacht.

Um das skizzierte Vorhaben umzusetzen, gliedert sich die Arbeit in folgende Teile: Nach der Einleitung gebe ich in Kapitel 2 einen Überblick über die theoretischen Prämissen, die dem Forschungsvorhaben zugrunde liegen. Dieser Teil der Arbeit soll die einzelnen Denkschritte ausleuchten, die in den vergangenen Jahren in Bezug auf die Ausarbeitung einer kategoriengeleiteten kommunikationswissenschaftlichen Diskursanalyse unternommen wurden (MEYEN et al. 2019; WIEDEMANN/LOHMEIER 2019). Dabei wird argumentativ ein Weg nachgezeichnet, der in den Status quo überführt und eine Standpunktverortung im Fach zulässt. Ich stelle folgende Prämissen auf und begründe sie:

1. Der theoretische Zugang formt den Forschungsgegenstand.
2. Das Subjekt ist als instabiles Diskursprodukt zu verstehen.
3. Mediendiskurse implizieren Medienwirkung und folgen einer bestimmten Logik.
4. Ideologiekritik generiert aus Selbstwidersprüchen und Inkonsistenzen Maßstäbe zu deren Überwindung und Transformation (JAEGGI 2009).

Nach der Theorie geht es dann an den Gegenstand. In Kapitel 3 bringe ich Ordnung in die Begrifflichkeiten: Was meine ich, wenn ich von »Mutterschaftsdiskurs« spreche? Hier gebe ich einen Überblick über die Ideengeschichte des Gegenstands und zeige, wie sich die Bedeutung und die Wissensbestände um Mutterschaft in der Vergangenheit stets gewandelt und relativiert haben.

Den Stand der Forschung arbeite ich im Anschluss in Kapitel 4 auf: Zum einen gehe ich auf medieninhaltsanalytische Studien ein, die die Konstruktion von Mutterschaft bereits auf verschiedenen Kanälen untersucht haben, zum anderen lege ich dar, welche Erkenntnisse über Medieneffekte und Medienwirkungen auf Erwartungen, Vorstellungen und Praxen von Mutterschaft im Forschungsfeld diskutiert werden. Um für eine diskursanalytische Gegenwartsdiagnose gerüstet zu sein, skizziere ich dann die

»Problemlagen der Gegenwart«, die sich aus der Theorie ergeben und fasse die Essenz des Kapitels in einer Grafik zusammen.

Das Kapitel 5 ist der erste Schritt in Richtung Operationalisierung. Die theoretischen Vorüberlegungen münden in einer konkreten Forschungsagenda. Problemaufriss und Fragestellung werden zusammengefasst, bevor es zum Kategoriensystem geht, welches das Bindeglied zwischen Theorie und Empirie darstellt. Die Theoriebegriffe werden hier zu konkreten Analyseeinheiten und das Kategoriensystem somit zum wichtigsten Werkzeug für die Auswertung. Aufbau und Bezugspunkte werden ausführlich erklärt und das Kategoriensystem als Analyseraster der Untersuchung etabliert.

In Kapitel 6 beschreibe ich meine Untersuchungsanlage. Zunächst gebe ich einen konzeptionellen Überblick. Ich stelle die kategoriengeleitete Diskursanalyse als Methode vor und gehe auf die Materialbasis ein. Die Erhebung des Materials erfolgte dabei entlang der unterschiedlichen Diskursebenen (Wissenschaft, Politik, Wirtschaft, Medien und Alltag). Verschiedene Diskursebenen erfordern unterschiedliche Zugänge für die Erschließung (Leitfadeninterviews für den Alltagsdiskurs, systematische Literaturrecherche für den Wissenschaftsdiskurs, Inhaltsanalyse für die Diskursebenen Medien, Politik und Wirtschaft). Im Anschluss werden die konkreten Auswahlkriterien offengelegt, die eine systematische und nachvollziehbare Reduktion der Analyseeinheiten garantieren. Zudem gibt es eine tabellarische Aufstellung des gesamten Materialkorpus. In die Grobanalyse flossen ein: 79 Leitfadeninterviews, 56 Analyseeinheiten aus den Leitmedien, 124 Zeitschriftenartikel, 239 Instagram-Posts, 27 TV-Werbspots, 7 Parteiprogramme, 15 Diskursfragmente aus PR-Material von Unternehmen sowie 156 wissenschaftliche Journalbeiträge. Die Materialbasis wurde in einem zweistufigen Vorgehen nach Jäger und Jäger (2007) für die Feinanalyse auf besonders typische Fälle reduziert. Wie die Auswertung abgelaufen ist und mit welchen Auswertungsstrategien ich an die Datenvielfalt herangegangen bin, beschreibe ich im letzten Punkt des sechsten Kapitels.

Die Ergebnisse der Analyse werden in Kapitel 7 vorgestellt. Zunächst beschreibe ich den Mutterdiskurs entlang der einzelnen Diskursebenen. Ich beginne mit Wissenschaft, Politik und Wirtschaft, gehe dann auf den Mediendiskurs und im Anschluss auf den Alltagsdiskurs ein. Diese ebenenbezogenen Analysen münden schließlich in der Synthese, die alle Ergebnisse zusammenführt. Es zeigt sich, dass der mediale Diskurs die Mutter im Sinne des »Adult- Worker-Modells« valorisiert und daraus resultierende

Problemlagen diskutiert. Im Alltagsdiskurs hingegen wird Mutterschaft überwiegend aus der Fürsorgeperspektive Anerkennung zugesprochen. Während im Alltagsdiskurs die Vielfalt von Lebensrealitäten und die stark divergierenden Ausgangslagen sichtbar werden, verengt sich der mediale Diskurs auf Sprecherinnen und Sprecher mit hohem kulturellem Kapital. Den größten Einfluss auf die Vorstellungen von Mutterschaft haben die Erfahrung mit der eigenen Mutter, die Verwirklichungschancen und die Lebensphase. Insbesondere eine Verlust- oder Mangelerfahrung hat große Auswirkungen und führt zu Kompensationstendenzen in der nächsten Generation. Der »Diskurs der Vergangenheit« prägt dabei sowohl die intergenerationale Normtransmission als auch den Wissensvorrat des Subjekts. Dem Mediendiskurs kann eine Wirkung zweiter Ordnung zugesprochen werden. Er beeinflusst, wie die subjektive Lebensleistung, die Vergangenheit und der subjektive Ressourceneinsatz bewertet werden, wie sich das Subjekt also selbst positioniert und valorisiert. Dabei wird der Diskurs unterschiedlich intensiv subjektiviert. Es kommt zur Vollintegration (Diskursposition 1), zur Teilintegration (Diskursposition 2) oder zur Ablehnung (Diskursposition 3) des Mediendiskurses, so meine Thesen.

In Kapitel 8 resümiere ich die gesamte Arbeit, kontextualisiere die Ergebnisse und frage, welche gesellschaftspolitischen Konsequenzen die Untersuchung nun nahelegt. Auf »Handreichungen für eine fürsorgekompetente Gesellschaft« folgen abschließend einige Worte zur persönlichen Bilanz.

2. THEORETISCHE GRUNDLAGE

Auf welchem theoretischen Fundament baut diese Arbeit auf? Der Begriff des »Fundaments« in seiner Bedeutung als »tragfähiger Untergrund für ein stabiles Bauwerk« ist hier ein bewusst gewähltes Bild. Denn: Das Abstecken des theoretischen Terrains, das Ausloten und Festigen dieses Bodens ist wesentliche Voraussetzung für das Gelingen des gesamten empirischen Forschungsprojekts und der Plausibilität der daraus abgeleiteten Ergebnisse. Ich werde im Folgenden fünf theoretische Prämissen darlegen und begründen. Wir sprechen herkömmlicherweise dann von einer Prämisse, wenn es sich um eine nicht beweisbare Aussage eines Wissenschaftsbezirks handelt, aus der andere Aussagen deduziert werden können. Die Argumentation dieser nicht beweisbaren Grundsätze sind Grundlage für den weiteren Aufbau dieser Arbeit.

2.1 Bedeutung von Theorie für den Forschungsprozess

Die erste Prämisse lautet:

Die Theorieperspektive verändert den Untersuchungsgegenstand je nach Sichtfeld, das sie eröffnet oder nicht eröffnet. Je nachdem, mit welcher Theorie und mit welchem Erkläranspruch wir auf den Untersuchungsgegenstand blicken, wird uns dieser in einem anderen Licht erscheinen. Die Ebene der empirischen Beobachtung und die der theoretischen Erklärung sind nicht klar voneinander zu trennen.

Die erste Prämisse, die ich aufstelle, bezieht sich auf die Annahme, dass unterschiedliche Theorien als »organisierende Prinzipien im Forschungs-

prozess« (LÖBLICH 2016: 67) zu unterschiedlichen Ergebnissen führen. Somit »erhält Theorie mit der hier vertretenen Position einen mindestens ebenso großen Stellenwert wie die Empirie« (ebd.: 71).¹ Das bedeutet, dass es letztlich die Theoriearbeit ist, die entscheidet, was überhaupt in den sozialwissenschaftlichen Blick gerät (NASSEHI/NOLLMANN 2004: 186). Die theoretische Perspektive hat demnach nicht nur eine entscheidende Auswirkung auf den Forschungsprozess als Ganzes, sondern auch auf das, was man am Ende »sieht« und als Ergebnis präsentiert. Das Ergebnis sozialwissenschaftlicher Forschung kann so als abhängige Variable des theoretischen Inputs verstanden werden. Wird vorne an der Theorieperspektive gedreht, zeigt sich dies entsprechend in den Ergebnissen.

Diese Abhängigkeit und somit auch Relativität der angestrebten Befunde mag für manch wissenschaftliches Selbstverständnis irritierend sein. Der objektiven und beweisbaren Wahrheit sind Forscherinnen und Forscher auf der Spur, so die Gegenposition. Dabei wird schlicht die Einsicht vernachlässigt, dass selbst unsere Alltagswahrnehmungen und Handlungen schon immer auf unzähligen Hypothesen beruhen. Ohne unsere Theorien im Sinne von Generalisierungen und Abstraktionen »wäre uns die Welt nur als wirrer Flickenteppich einzelner unverbundener Erfahrungen und Sinneseindrücke zugänglich« (JOAS/KNÖBL 2004: 18). Theorien sind also nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch in unserem Alltagsleben allgegenwärtig. Sie sind in gewissem Maße Grundlage der menschlichen Kondition, ohne dass wir dies bemerken. Insbesondere in den Sozial- und Geisteswissenschaften sind Theorien keine »neutralen« Erklärungsversuche, sondern lassen sich »als interessen geleitete Diskurse oder semantisch-narrative Strukturen« (ZIMA 2004: xi) verstehen. Auch die Gültigkeit oder Verwerfung von Theorien hat mit »rein wissenschaftlichen Kriterien oft wenig zu tun« (ebd.: 30). So kann etwa ein Paradigmenwechsel mit einem Generationenwechsel der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler einhergehen oder wird durch diesen ausgelöst (MEYEN 2015b).

Wie viel eine Theorie dabei erklären möchte, ist sehr unterschiedlich. Man kann Theorien entlang ihres Erklärungsanspruchs oder ihrer Erklärreichweite unterscheiden (WEBER 2010). Gängigerweise werden hier drei Einteilungen vorgenommen. Die Theorien werden eingeteilt in Basistheorien, Theorien mittlerer Reichweite und Supertheorien (ebd.). Je geringer

1 Für Judith Butler ist Theoriearbeit sogar »eine im weitesten Sinne politische Praxis« (VILLA 2010: 147).

der Erkläranspruch, desto enger, aber auch fokussierter ist der Bereich, den die Theorie erklären kann. In der Kommunikationswissenschaft gibt es die Tendenz, vor allem mit Theorien mittlerer Reichweite zu arbeiten (WIEDEMANN et al. 2013: 8). Angesichts eines Komplexitätsanstiegs der (Medien-)Welt mag der Impuls naheliegen und es vielleicht auch vernünftiger erscheinen, sich in kleinteiligen Analysen immer stärker zu spezialisieren. Das ist ohne Frage notwendig, kann aber nicht die einzige Achse sein, in die gedacht wird. So wird im Fach auch darüber diskutiert, wie Komplexitätssteigerung und Komplexitätsreduzierung in der kommunikationswissenschaftlichen Theoriebildung funktionieren kann (PENTZOLD/KATZENBACH 2017). Es bedarf Mut, sich von der Komfortzone zu verabschieden, die ein enger Theoriekanon bedeutet. Gerade im Übertreten dieser mittleren Reichweiten liegt dann das Potenzial, das Selbstverständliche infrage zu stellen und fachinterne Überzeugungen herauszufordern (KRÜGER/MEYEN 2018; STÖBER 2018). Denn wer immer nur auf den Schultern desselben Riesen stehen bleibt und am gleichen Giganten weiterbaut, verpasst mitunter, was am Boden zwischenzeitlich passiert.

Richard Jochum beschreibt in seiner Abhandlung über *Komplexitätsbewältigungsstrategien in der neueren Philosophie* einen interessanten Gedanken: Selbstabschließung in der Wissenschaft führt zu Innovationsresistenz; innovative Lösungswege können nur gefunden werden, wenn die Komplexität aufrechterhalten wird (JOCHUM 1998). Das erscheint zunächst kontraintuitiv, da es der Wissenschaft gemeinhin darum geht, Komplexität mithilfe von Modellen und Theorien zu reduzieren oder zumindest zu systematisieren und so zu verstehen. In die Falle der besagten »Innovationsresistenz« tappt dabei allerdings leicht, wer die einmal getroffenen Generalisierungen, Spezialisierungen, Einordnungen und Definitionen immer wieder unhinterfragt übernimmt, die sich innerhalb wissenschaftlicher Fachstrukturen mit der Zeit entwickeln und verfestigen. Daher sind wissenschaftlich tätige Personen gut beraten, sich ab und an ganz aufs Neue vor das komplexe Gewimmel der Phänomene zu stellen, um überhaupt die Möglichkeit zu haben, neue Zugänge, neue Fragen und zeitgemäße Antworten zu finden. Um dies zu erreichen, kann es eine (nicht die einzige) sinnvolle Option sein, den Theoriekanon der Kommunikationswissenschaft um Sozialtheorien und Gesellschaftsdiagnosen mit großem Erkläranspruch zu erweitern.

2.2 Das Verhältnis von Diskurs und Subjekt

Die zweite Prämisse lautet:

Das Subjekt ist ein instabiles Produkt sich wandelnder Diskurse. Was sich im Diskurs durchsetzt und sichtbar ist, verweist auf Machtstrukturen, die den Raum des Sagbaren und die Handlungsoptionen des Subjekts konstituieren.

In dieser Untersuchung wird mit einem diskurstheoretischen Ansatz gearbeitet. Michel Foucault, so wird ihm nachgesagt, habe den »Tod des Subjekts« verkündet (ROSA et al. 2018). Kaum ein anderer Soziologe und Philosoph des 20. Jahrhunderts hat mit seinen Arbeiten einen solch nachhaltigen Widerhall in den Sozial- und Geisteswissenschaften ausgelöst wie er. Seine Arbeiten sind Grundlage und Inspiration für eine Vielzahl an Weiterentwicklungen (FAIRCLOUGH 2003; JÄGER 2015; KELLER 2011; PHILO 2007; SPITZMÜLLER/WARNKE 2011; VAN DIJK 1993; WODAK/MEYER 2001) – auch in der Kommunikationswissenschaft (FRAAS/PENTZOLD 2014; PENTZOLD/FRAAS 2018; VAN BRUSSEL et al. 2019; WIEDEMANN/LOHMEIER 2019). Teilweise sind die Autorinnen und Autoren bereits selbst wieder zu Ikonen ihres Bereichs geworden, man denke nur an Ernesto Laclau und Chantal Mouffe (2014) oder an Judith Butler (1991). Der foucaultsche Grundgedanke, also die Verknüpfung von Sprache, Macht und Wissen sowie die damit verbundene Realitätskonstituierung des Subjekts, ist ihnen trotz aller Unterschiede gemein (KELLER 2011; VILLA 2010). Der wesentliche Punkt, der hier als Prämisse gesetzt wird, bezieht sich auf den ersten Satz dieses Kapitels: Foucault als Subjektmörder. Was bedeutet das für die Theorieperspektive? Das Subjekt wird bei Foucault als instabiles Produkt sich wandelnder Diskurse konzeptualisiert (ROSA et al. 2018). Es ist also eine abhängige Variable von Diskursen und somit auch immer Gefangener seiner Zeit. Wenn das Subjekt nun als solch instabiles Produkt gedacht wird, dann bewegt sich die individuelle Vorstellung und Möglichkeit, über z. B. Mutterschaft nachzudenken und diese auch zu leben, innerhalb eben dieser Schranken, die vom Diskurs vorgegeben werden. Dieser ist dabei nicht statisch, sondern verändert sich analog zu Verschiebungen der Machtverhältnisse. Daher geht es bei der analytischen Betrachtung des Diskurses um nichts weniger als um die ganz konkreten Möglichkeitsräume für subjektives Denken und Handeln.

Foucault ist mit diesem Ansatz zu seinen Lebzeiten nicht nur auf Gegenliebe gestoßen. Geradezu konträr positionierte er sich gegenüber seinen

existenzialistischen Zeitgenossen. Während Jean-Paul Sartre das Potenzial und die Freiheit des Menschen betonte, kann Michel Foucaults Denken auch als geradezu antihumanistisch verstanden werden (JACOBY/BRAUN, 2007: 292). Die Macht des Diskurses, wenn man ihn wie Foucault versteht, lässt streng genommen zunächst keinen Platz für einen vernunftbegabten, freien Menschen, der die Möglichkeit hat, sich aus eigener Kraft heraus weiterzuentwickeln und dem selbstbestimmtes Denken und Handeln zugesprochen wird. Vielmehr ist er Spielball eines diskursiven Netzes, verstrickt und strategisch vereinnahmt (KUNZMANN et al. 1991: 239). Diese radikale Auflösung des Subjekts ist nur schwer vereinbar mit einem durchaus eitelten Menschenbild, das Vertreter der Aufklärung und Moderne für sich beanspruchten. Dabei muss ein diskurstheoretischer Ansatz nicht pessimistisch eingesetzt werden. Salopp gesprochen: »Selbsterkenntnis ist der erste Schritt zur Besserung«. Oder um im Fachjargon zu bleiben: In der Sichtbarmachung der diskursiven Verstrickungen und der hegemonialen Deutungen kann sich ihr zwingender Charakter lösen (JAEGGI 2009). Die Diskurstheorie stellt also auch ein emanzipatorisches Moment bereit. Doch wie so oft geht dem Wachstum der Tod voran. Das Subjekt muss zu Grabe getragen werden und wird gerade dadurch wieder mündig. Durch die Diskursanalyse besteht nun die Möglichkeit, eben diese »Gefangenheit« im Diskurs aufzudecken, indem die konstituierenden Machtverhältnisse, die Grenzen und Lücken sowie die Dynamik des Diskurses sichtbar gemacht werden. Um das begriffliche Ordnungsschema von Foucault anwenden zu können, schauen wir uns zunächst seine Definition des Diskursbegriffs an:

»Diskurs wird man eine Menge von Aussagen nennen, insoweit sie zur selben diskursiven Formation gehören. (...) Er wird durch eine begrenzte Zahl von Aussagen konstituiert, für die man eine Menge von Existenzbedingungen definieren kann« (FOUCAULT 1981: 170).

Diskurs im Foucaultschen Sinne sind also verstreute Aussagen, die systematisch zusammengehören und sich auf den gleichen Gegenstand beziehen. Foucaults Ausgangsfrage war dabei: »Wie kommt es, dass eine bestimmte Aussage erschienen ist und keine andere an ihrer Stelle?« (FOUCAULT 1981: 42). In Anlehnung an das Ehepaar Jäger werden diese Aussagen nun als »Diskursfragmente« (JÄGER/JÄGER 2007) bezeichnet. In ihrer Gesamtheit konstituieren diese Diskursfragmente den Diskurs und können einzeln als kleinste Analyseeinheit der Untersuchung betrachtet werden. Ein Zeitungsartikel, ein Instagram-Post, ein Plakat oder ein Werbespot können dabei allesamt als Diskursfragmente gelten, solange sie Aussagen zu einem bestimmten Gegen-

stand beinhalten. Durch die Analyse dieser Diskursfragmente, verstanden als Bausteine oder Atome des Diskurses, wird die Möglichkeit eröffnet, sich der gesamten diskursiven Formation anzunähern. Blumig formuliert: Wie sich in einem einzigen Regentropfen die Welt spiegelt, so ist auch jedes einzelne Diskursfragment ein Tor in die Diskursstruktur. Noch so kleine Aussagen oder Fragmentstücke verweisen auf »Existenzbedingungen«, die durch Machtverhältnisse und Interessenslagen definiert werden (MEYEN 2013: 61).

Der gesamtgesellschaftliche Diskurs kann in verschiedene Diskursebenen (JÄGER/JÄGER 2007) heruntergebrochen werden (z. B. Diskursebene Medien, Diskursebene Politik oder Diskursebene Wirtschaft). Jäger und Jäger definieren diese Diskursebenen als »soziale Orte«, von denen aus gesprochen oder geschrieben wird (ebd.: 28). Die verschiedenen Ebenen wirken aufeinander ein, sie beziehen sich aufeinander und nutzen sich gegenseitig. Die Diskursfragmente, die auf einer Diskursebene produziert werden, folgen einer bestimmten Logik, die ebenfalls zu den »Existenzbedingungen« gezählt werden können (siehe Kap. 2.3).

Auf den Ebenen äußern sich verschiedene »Sprecher«, die bestimmte Ideen, beispielsweise von Mutterschaft, vertreten. Diese werden als Diskurspositionen verstanden und stehen für den »spezifisch ideologische[n] Standort« (JÄGER 2006: 10) eines bestimmten Diskursfragments. Treten bestimmte Diskurspositionen in wiederkehrender Regelmäßigkeit an zentralen Orten auf, kann man von »dominanten Diskurspositionen« sprechen. Sie dominieren den Diskurs, das »Gespräch« um einen Gegenstand. Ab welchem Punkt eine dominante Position dann als »hegemonial« im Sinne Gramscis² verstanden werden kann, ist empirisch schwer zu belegen (BARFUSS/JEHLE 2017). Geht man die Integration des Hegemonie-Begriffs pragmatisch an, dann können hegemoniale Ideen als Deutungsstrukturen gesehen werden, die auf Konsens und breite Zustimmung stoßen, weil sie für ein bestimmtes Herrschaftsverhältnis stehen (LANGEMEYER 2009: 77). Gleichzeitig drücken hegemoniale Diskurspositionen eine »lebenspraktische Haltung der Massen gegenüber ihren Lebensbedingungen« (ebd.) aus. Denn hegemoniale Positionen können nur dann ihre Vormachtstellung behalten, wenn eine kritische Masse diese akzeptiert, reproduziert und auf unterschiedliche Weisen integriert. Wichtig ist laut Gabriele Winker (2015), dass die Erringung der Hegemonie ein entscheidender Faktor bei der Erringung der Macht ist (ebd.: 172).

2 Vgl. Antonio Gramsci, *Gefängnishefte* (2012).

Für das Subjekt als instabiles Diskursprodukt geben regelmäßig wiederkehrende Positionen nun Deutungsstrukturen vor, die den diskursiven Raum auf einen Bereich des Möglichen eingrenzen. Den Übergang von Diskurs zur materialisierten Welt ist durch den Begriff des Dispositivs zu beschreiben. Das Dispositiv zeigt die Vergegenständlichung des herrschenden Diskurses an. Beispielsweise, wenn sich dieser in so unterschiedliche Einheiten wie Gesetzestexten, Architektur oder andere Bereiche der Lebenswelt (Kleidung, Essen, Mobilität) niederschlägt. Mediendispositive wiederum können mit Meiler (2014) als konkrete Diskursrealisationen in ihrem »medial-materialen Bedingungsgefüge« (ebd.: 102) bezeichnet werden.

2.3 Wirkung und Logik von Mediendiskursen

Die dritte Prämisse lautet:

Es braucht keinen spezifischen Kontakt, um von Medienwirkung auszugehen, da Diskurse als wirklichkeitskonstituierend angenommen werden. Es gibt eine Variation in der Decodierung von Diskursen und den dort transportierten Bedeutungspotenzialen. Diskursebenen und Medienkanäle folgen einer Eigenlogik. Diese zwingt die Diskursfragmente in eine Form und ist somit ein einschränkender Faktor innerhalb der diskursiven Wirklichkeitskonstruktion. Damit Regelmäßigkeiten ebenenübergreifend erkannt werden können, müssen die Modalitätsbedingungen der jeweiligen Ebenen und Medienkanäle berücksichtigt werden.

Kommunikationswissenschaftlich stellt sich im Anschluss an die zweite Prämisse nun die Frage: Wie ist die Rolle des Mediendiskurses theoretisch zu definieren? Wie beeinflusst er aufgrund seiner spezifischen Logik die diskursive Formation? Und wie formt er so subjektive Handlungsspielräume?

»Bis heute gibt es keine integrale Medienwirkungstheorie, welche die Einflüsse der Medien auf die Rezipienten mithilfe zugrunde liegender Faktoren und Mechanismen im erklärenden Sinn umfassend verständlich zu machen vermag. Es zeigte sich, dass weder die nur aussagenzentrierten noch die nur rezipientenorientierten Ansätze völlig zu befriedigen vermögen« (BONFADELLI/FRIEMEL 2017: 36).

Diskursanalytisch stellt die Messbarkeit von Wirkung zunächst ein kleineres Problem dar. Da Diskurse als wirklichkeitskonstituierend verstanden werden, ist ihre Wirkung immer schon in die Welterfahrung von

Subjekten eingeschrieben. Die Wahrnehmung von etwas, das wir Wirklichkeit nennen, ist demnach nicht außerhalb von Diskursstrukturen möglich. Um bestimmten dominanten Positionen Wirkung zuzusprechen, bedarf es folglich nicht zwingend einer Kontaktmessung mit einem spezifischen Medieninhalt. Denn der Diskurs wirkt und diffundiert durch seine strukturierende Funktion des Sagbarkeitsraums.

Medieninhalte betrachtet als Diskursfragmente sind dabei immer auch Lehrstücke über die aktuell geltende gesellschaftliche Ordnung. So werden im massenmedialen Diskurs nach Ulrich Beck »Definitionsmachtverhältnisse«³ (BECK 2017: 129; MEYEN 2017) sichtbar. Es zeigen sich darin Interessenkonstellationen, die die Infrastruktur für alle Akteure darstellen. Zu untersuchen, ob und wie viel eine Person bestimmte Medieninhalte aktiv und unmittelbar nutzt, ist daher im Rahmen dieser Untersuchung nicht notwendig, um von Wirkung auszugehen. Denn der Diskurs ist auf einer Metaebene stets wirklichkeitskonstituierend. Auch genuin kommunikationswissenschaftliche Konzepte wie »Influence of presumed influence (GUNTHER/STOREY 2003) oder der »Third-Person-Effekt« (DOHLE 2017) legen indirekte Medienwirkungen auf das Individuum und dessen Vorstellungen nahe.

Wirklichkeitskonstituierend ja, aber wodurch?

Die Bausteine der diskursiven »Wirklichkeitsmatrix« sind dabei Zeichen und Symbole. Als wichtigstes Zeichensystem gilt die Sprache. Sie ist nach Berger und Luckmann das »Koordinatensystem des menschlichen Lebens« (BERGER/LUCKMANN 2016: 25) und füllt die Welt mit »sinnhaltigen Objekten« (ebd.: 39). Durch die Versprachlichung geht nach Berger und Luckmann eine Typisierung von Erfahrung einher, die auch einen Verlust von Informationen nach sich zieht (die sog. »vorsprachliche Erfahrung«). Die Wirkung des Mediendiskurses ist nun unter anderem in seiner Funktion der Normierung zu sehen. Durch die mediale Markierung des »Normalen« wird eine »allgemeine Sinnordnung« geschaffen. Auch Jürgen Link sieht im »Normalismus« die »zentrale Regulierungsweise unserer sozialen Welt« (LINK 2013, 2018) und Margarete Jäger erklärt die Markierung von Norma-

3 Dieser Begriff, den Ulrich Beck in *Die Metamorphose der Welt* (2017) in Bezug auf die »Weltrisikogesellschaft« aufgeworfen hat, kann kommunikationswissenschaftlich als konstituierende Strukturdimension der Leitmedien angesehen werden.

lität bzw. die Denormalisierung als weitere »diskurstragende Kategorie« (JÄGER/JÄGER 2007). Die mediale Diskursproduktion entlang der Ebenenlogik trägt dabei zu einer »Vereinheitlichung« (BAUER 2018) der Welt bei. Dass »Eindeutigkeit« mit Macht zusammenhängt, beschreibt Zygmunt Baumann in *Moderne und Ambivalenzen: Das Ende der Eindeutigkeit* wie folgt:

»Klare Trennungslinien zwischen normal und unnormale, ordentlich und chaotisch, gesund und krank, vernünftig und verrückt sind Leistungen der Macht« (BAUMAN 2016: 276).

Diese »Trennungslinien« als »Leistungen der Macht« werden vor allem im Mediendiskurs vollzogen, da Ambivalenzen nicht der Medienlogik entsprechen. Die Wirkung von Mediendiskursen erfolgt nun durch die »Prägung und Zirkulation« (WINKLER 2004) ganz bestimmter Bedeutungs- und Anerkennungsstrukturen (RECKWITZ 2019). Diese stehen im Austausch mit der Alltagswelt, werden dort internalisiert und verfestigt. Diesen Vorgang der gesellschaftlichen Konstruktion von Wirklichkeit haben Berger und Luckmann ausführlich beschrieben (2016). Die Autoren begreifen und beschreiben Gesellschaft dabei als »dialektischen Prozess« (ebd.: 139), in dem Gewissheiten und schließlich Wissen entstehen. Während der Diskursbegriff bei Foucault stark auf diskursinhärente Machtstrukturen fokussiert ist, beschreiben Berger und Luckmann als Wissenssoziologen vor allem den prozesshaften Charakter, der zur Etablierung von Wissen⁴ führt. Sie gehen dabei von der Frage aus, »aufgrund welcher Vorgänge ein bestimmter Vorrat von ›Wissen‹ gesellschaftlich etablierte ›Wirklichkeit‹ werden konnte« (BERGER/LUCKMANN 2016: 3). Diese Vorgänge sind aus diskursanalytischer Haltung auf zugrunde liegende Machtverhältnisse zurückzuführen, werden bei Foucault aber nicht entlang sozialer Interaktionen beschrieben. Daher ist das Zusammendenken von Diskursanalyse und Sozialkonstruktivismus eine fruchtbare Ergänzung, um den Wirkungsbegriff universeller zu konzeptualisieren. »Internalisierung« steht in der Terminologie nach Berger und Luckmann für das Einverleiben der Gesellschaft (Normen, Werte, Rollenwissen) durch den Einzelnen. Berger und Luckmann gehen dabei von einem Menschenbild aus, das den Menschen im Gegensatz zu nicht menschlichen Lebewesen durch seine Weltoffenheit und seinen »unterentwickelten Instinktapparat« (ebd.: 50) konzeptualisiert (»Mensch als Mängelwesen«). Da die

4 Als Wissen definieren die Autoren die Gewissheit, »dass Phänomene wirklich sind und bestimmbare Eigenschaften haben« (ebd.: 1).

menschlichen Triebe von Geburt an ungerichtet seien, sei der Mensch besonders stark dem Eingriff gesellschaftlich bedingter Faktoren ausgesetzt. Diese »biologische Weltoffenheit« des Menschen werde durch die Gesellschaftsordnung in eine »relative Weltgeschlossenheit« (ebd.: 55) transformiert. Die gesellschaftliche Ordnung ist also nach Berger und Luckmann notwendig, da der Mensch aufgrund seiner »eingeborenen Instabilität« dazu gezwungen sei, sich eine stabile Umwelt zu schaffen, um leben zu können. Wie bei Foucault zeichnet sich das Subjekt hier ebenfalls durch Instabilität, Angewiesenheit und Orientierungslosigkeit aus, das im Diskurs seine Sinnhaftigkeit erst herstellen muss.

Wissensvorrat und Rollen

Die Gesamtheit des Wissens bildet sich nach Berger und Luckmann im »gesellschaftlichen Wissensvorrat« ab, der von Generation zu Generation weitergegeben wird. Dieser Wissensvorrat beinhaltet auch, dass der Einzelne über seine Situation und ihre Grenzen Bescheid weiß, also eine Subjektpositionierung vorgenommen werden kann. Der Wissensvorrat ermöglicht eine »Ortsbestimmung des Individuums« und seine »entsprechende Behandlung« (ebd.: 43). Ein großer Teil des gesellschaftlichen Wissensvorrates kann als »Rezept- oder Rollenwissen« klassifiziert werden, dass auch in Medieninhalten vermittelt wird. »Rollen« repräsentieren nach Berger und Luckmann die Gesellschaftsordnung und sind im Grunde »Typen von Handelnden« (ebd.: 79). Da diese im Wissensvorrat verankert sind, kann verlangt werden, »sich an die Regeln zu halten, die als Teil der institutionellen Tradition gelehrt werden und die ferner alle Rollenträger ausweisen und zugleich kontrollieren« (ebd.). Der Begriff des »rollenspezifischen Wissens« (ebd.: 79) ist für den Mutterschaftsdiskurs höchst relevant. Steht ein Generationswechsel an, muss die gesellschaftliche Ordnung neu legitimiert werden (durch theoretische Konzepte wie zum Beispiel »symbolische Sinnwelten« und entsprechende »Stützkonzepte« wie Mythologie, Theologie, Philosophie oder Wissenschaft; ebd.: 115). Das Auftauchen einer Alternative zur eigenen symbolischen Sinnwelt ist eine Gefahr, weil sie demonstriert, dass »die eigene nicht zwingend ist« (ebd.: 116). Gerade Mutterschaft wird in der historischen Rückschau immer wieder unter der Verwendung unterschiedlicher Stützkonzepte neu legitimiert (siehe Kap. 3).

Bedeutungspotenziale

Es wird nicht von einer linearen Wirkung des Diskurses ausgegangen, sondern den Zeichen wird ein bestimmtes Bedeutungspotenzial zugesprochen, das in Kommunikationssituationen unterschiedlich ausgehandelt werden kann (AHRENS 2017: 95). Um beispielsweise das Bedeutungspotenzial eines Spielfilms zu untersuchen, kann man verschiedene Ebenen analytisch betrachten. Herkömmlicherweise wird mit Denotation/Konnotation oder mit manifesten und latenten Bedeutungsebenen (FAULSTICH 2008: 24) gearbeitet. Während die Beschreibung des Sichtbaren die denotative Bedeutung erfasst, steht die konnotative Bedeutung für das Miteinbeziehen eines größeren Rahmens (HICKETHIER 2012: 112). Dabei ist mit Konnotation »keine subjektiv beliebige Bedeutungsassoziation gemeint, sondern eine Bedeutung, die im kulturellen Kontext fest verankert ist« (HICKETHIER 2012: 112). Diese Verankerung ist beispielsweise gegeben durch Begriffe und Symbole, die für allgemeingültige Sinnmuster stehen, die seit vielen Generationen fortauern und innerhalb eines Kulturkreises ähnlich decodiert werden. Als solch diskurstragende Kategorien gelten Kollektivsymbole (JÄGER/JÄGER 2007) oder Archetypen. Der Begriff des Archetypus kommt dabei von C. G. Jung und der analytischen Psychologie. Jung versteht darunter das »angeborene Potenzial von Vorstellungs-, Denk- oder Verhaltensmustern, die sich bei den Menschen aller Zeiten und überall auf der Welt finden« (STEIN 2006). Er entwirft somit ein Konzept, das für gleichbleibende, universale Symbole steht, die in die tiefen Schichten der Psyche führen sollen und die das »kollektive Unbewusste« (STEIN 2006: 14) des Menschen ausmachen.⁵ Diskursfragmente haben dabei immer die Möglichkeit, das Subjekt oder eine bestimmte soziale Rolle (wie etwa die Mutter bzw. Mutterschaft) zu positionieren (WIEDEMANN 2018, 2019). Zuschauerinnen und Zuschauer schließen vom Erscheinungsbild und bestimmten narrativen Elementen auf die Grundeigenschaften der Figuren. In Abstimmung mit der eigenen Alltagserfahrung und den bekannten kulturellen Erzählmustern entwickeln sie so ein Gesamtbild der Figur, das Ausgangspunkt ist für eine Art Weltsicht und Lebensentwurf. Symbole sind dabei von überragender Bedeutung (FAULSTICH 2008: 166).

5 Jungs Schüler Erich Neumann hat dem Archetypen der »großen Mutter« sein Hauptwerk gewidmet (NEUMANN 1997), siehe Kapitel 3.1.

Framing nach Wehling (2016)

Wir können die Frage nach der Wirkung auch kognitionspsychologisch und empirisch belegen. Elisabeth Wehling (2016) etwa erklärt in ihrem Buch *Politisches Framing* anhand vieler Beispiele, wie unser Gehirn und unser Denkvermögen durch Frames strukturiert werden. Auch Wehling spricht Frames dabei einen größeren Wirkungsbereich zu, als es im kommunikationswissenschaftlichen Kontext üblich ist (vgl. ENTMAN 1993). Frames bestimmen laut Wehling nicht nur unsere Sprache und unser Denken, sondern auch unser Fühlen, Werten und Handeln. Wehling betont die instrumentelle Funktion von Frames: Vor allem politischen Themen werde »mit Schlüsselwörtern ein Frame verpasst, der sie den dominierenden Interessen gefügig« (ebd.: 16) mache. Für Ideologien seien metaphorische Frames dabei essenziell. Nur mit konzeptuellen Metaphern könnten Ideen die »neuronale Sinnhaftigkeit [erhalten] [...], die ihnen von Natur aus nicht vergönnt ist« (ebd.: 73). Sie seien das »semantische Zauberse- rum« (ebd.: 80) für abstrakte politische Begriffe und Ideen. Besonders im politischen Sprachgebrauch seien Frames ideologisch selektiv. Nach Wehling ist es generell unmöglich, außerhalb von Frames über Politik zu sprechen. Welche Frames benutzt werden, bekommt in der Argumentationslinie der Autorin umso mehr Dringlichkeit, da Menschen nicht aufgrund der Faktenlage, »sondern aufgrund von sinngebenden Frames ihre sozialen, ökonomischen und politischen Entscheidungen treffen« (ebd.: 42). Wer es nicht schafft, seine moralische Weltsicht zu verdeutlichen, verliere mittelfristig seine Existenzberechtigung (ebd.: 64). Dafür führt Wehling das Konzept der Hypokognition ein. Ein »gedankliches Vakuum, welches die Nicht-Existenz und den Wegfall von Ideen durch den Mangel an sprachlicher Umsetzung dieser Ideen« bedeutet (ebd.). Daraus leitet Wehling ab: Was in Diskursen nicht gesagt wird, wird auch nicht gedacht, die entsprechenden Schaltkreise in menschlichen Gehirnen würden verkümmern. Langfristig könne kognitive Pluralität nur über sprachliche Pluralität stattfinden (ebd.: 43).

»In einem öffentlichen Diskurs, in dem es an sprachlichen Alternativen mangelt, erodieren gedankliche Alternativen und dadurch letztlich Handlungsalternativen« (ebd.: 60).

Auch Frame-Negierungen, etwa bei einer argumentativen Verteidigung, aktivieren den Frame, der durch die Negierung eigentlich vermieden werden möchte (ebd.: 52). Daher sind mediale Deutungsrahmen im

Diskurs bedeutsam, unabhängig davon, ob ihnen zugestimmt wird oder ob sie kritisiert werden.

Encoding/Decoding

Trotz dieser Überlegungen und der Annahme, dass Diskurse auch ohne Kontakt zu einem Fragment wirken, wird das Subjekt als solches nicht gänzlich aufgegeben. So wird in der theoretischen Fundierung Freiraum dafür gelassen, wie der Diskurs individuell internalisiert wird. Stuart Hall hat 1977 als Mitbegründer der Cultural Studies das Encoding/Decoding-Modell entworfen (HALL 2005). Demnach kann ein Diskurs unterschiedlich entschlüsselt oder »decodiert« werden. Hall unterscheidet die folgenden drei Lesarten:

- Dominant-hegemoniale Lesart (»dominant-hegemonic code«)
- Ausgehandelte Lesart (»negotiated code«)
- Oppositionelle Lesart (»oppositional code«)

Bedeutungspotenziale, die medial konstruiert werden, können also auf unterschiedliche Weise decodiert werden. Es wird somit nicht postuliert, dass Diskursfragmente immer gleich wirken. Im Gegenteil: Die gleichen Sinnmuster können auch geradezu konträr gelesen werden.

Diskursfragmente als Ort der Widerständigkeit

Um Diskursfragmente als Ort der Widerständigkeit zu denken, muss laut Tanja Thomas die Wirkmächtigkeit von geltenden Diskursen und Politik miteinbezogen werden (THOMAS 2012). Der Handlungslogik insbesondere von Populärkultur entspricht, dass genau das »Andere«, also Gegenerfahrungen gezeigt werden.

»Im Feld der Populärkultur werden, oft durchaus gezielt und in kommerzieller Absicht, Gegenerfahrungen zu den rationalisierten Routinen des Alltags möglich – Gegenerfahrungen, die nicht selten eigensinnig, kreativ und überraschend sind, und die sich den vorformatierten Optionen der Produktionsseite entziehen« (VILLA et al. 2012: 13).

Es sind genau solche »Verschiebungen«, in denen sich die Beschaffenheit geltender Überzeugungsstrukturen zeigen. Denn: ohne diese gäbe es diese »Irritationen« nicht.

»Populärkultur eröffnet grundsätzlich einen Raum der Möglichkeiten, einen Raum für Überschreitungen und Übertreibungen, für Spitzfindigkeiten, die den gesell-

schaftlichen Alltag aufs Korn nehmen, an den Nerven der Zuschauer_innen sägen und gerade dadurch gesellschaftliche Machtverhältnisse als grundsätzlich »veränderbar« entwerfen. Dies ist manchmal nur als minimale Verschiebungen erkennbar, als eine Irritation des Blicks. Und genau darin können gesellschaftliche Normen und Werte in Frage gestellt werden. Verhandelt werden sie dabei auf jeden Fall« (ebd.).

Reflexion der Modalität der Diskursfragmente

Jede Diskursebene bringt Diskursfragmente hervor, die sich in Form und Struktur ähneln, selbst wenn sie unterschiedliche Diskurspositionen und Bedeutungspotenziale transportieren. Mit dem Ort des Auftretens des Diskursfragments sind somit bereits die Möglichkeiten der Form beschränkt, da der Mediendiskurs einer spezifischen Logik folgt und die unterschiedlichen Kanäle ebenfalls eine bestimmte Modalität vorgeben (»Kanallogik«). Damit Regelmäßigkeiten ebenenübergreifend trotzdem als solche erkannt werden können, müssen die jeweiligen Modalitätsbedingungen berücksichtigt werden. So wird der Blick für die Analyse geschärft, weil wiederkehrende Deutungsmuster nicht durch die Variation der Form übersehen werden. Neben dem inhaltlichen Bedeutungspotenzial geraten somit auch die strukturellen Vorbedingungen der jeweiligen Kanäle und Diskursebenen in den Fokus. Für den Mediendiskurs haben Meyen (2015a) und Karidi (2017) das Konzept der »Medienlogik« entworfen. Hierbei wird die Handlungslogik der Massenmedien auf Basis des Modells der Akteur-Struktur-Dynamik (SCHIMANK 2016) beschrieben.⁶ Die Strukturdimensionen, die die Medienlogik ausmachen, sind dynamisch und können sich mit der Zeit verändern. Dabei hat sich die Unterteilung in Selektions-, Präsentations- und Interpretationslogiken bewährt (KARIDI 2017). Diese Einteilung beschreibt, nach welchen Regeln Medieninhalte ausgewählt, dargestellt und interpretiert werden. Die Kanäle unterscheiden sich darüber hinaus auch in ihren Nutzungseigenschaften für die rezipierende Person (MEYEN 2004: 159). Es wird angenommen, dass die Kriterien der Medienlogik für alle Kanäle mit unterschiedlicher Schwerpunktsetzung gelten. Es lässt sich festhalten, dass sich jede Diskursebene hinsichtlich ihrer Logik unter-

6 Unterschiede in Bezug auf Medienkanäle lassen sich laut Karidi mit Strukturdimensionen beschreiben. Bei Schimank setzen sich diese aus Erwartungs-, Deutungs- und Konstellationsstrukturen zusammen, vgl. KARIDI 2017.

scheidet. Diese Vorbedingungen der Medieninhaltsproduktion sind bei der Analyse zu beachten und durch die Empirie zu spezifizieren.

2.4 Transformation durch Ideologiekritik

Die vierte Prämisse lautet:

Eine Spielart »transformativer Kommunikationswissenschaft« ist die Ideologiekritik massenmedialer Inhalte. Immanente Kritik legt keinen Maßstab von außen an, sondern generiert den Maßstab aus sich selbst heraus. Sie schafft dies, indem Widersprüche und Inkonsistenzen im Diskurs aufgezeigt werden.

In der letzten Prämisse komme ich auf eine ganz grundsätzliche Frage zurück: Worin besteht das kommunikationswissenschaftliche Erkenntnisinteresse? Mit welchen Fragen beschäftigt sich das Fach? Auch wenn Vertreter der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPK) bereits 2008 ein Selbstverständnispapier entwarfen (DGPK 2008), gehen die Meinungen hier bisweilen weit auseinander. Uwe Krüger und Michael Meyen haben 2018 der Kontemplation um das kommunikationswissenschaftliche Selbstverständnis eine neue Perspektive hinzugefügt: Die Autoren plädieren für eine »transformativ Kommunikationswissenschaft«. Transformation verstehen sie als »gesellschaftlichen Suchprozess« (ebd.: 351), an dem sich eine »kritisch-konstruktive Kommunikationswissenschaft« (ebd.: 347) als »sozialwissenschaftliche Reflexionsinstanz« (ebd.: 351) beteiligen sollte. Gleichzeitig sprechen sich die Autoren für größere Fragestellungen im Fach aus, die für die Gesellschaft insgesamt (und nicht nur für Kommunikationswissenschaftlerinnen und Kommunikationswissenschaftler) relevant sind (ebd.: 343). Die Aufgaben einer transformativen Kommunikationswissenschaft konzeptualisieren Krüger und Meyen ferner wie folgt:

»Eine Kommunikationswissenschaft als ›Transformationsforschung‹ problematisiert die mit öffentlicher Kommunikation verbundenen Aspekte der Transformation in eine nachhaltig wirtschaftende, demokratisch und gerecht organisierte Postwachstumsgesellschaft« (ebd.).

Bedacht werden muss hierbei, dass es nicht unproblematisch ist, normative Maßstäbe für die Richtung einer »Transformation« festzulegen. Denn wer entscheidet, wann eine Wissenschaft der »richtigen« oder »fal-

schen« gesellschaftlichen Transformation dient? Meyen warnt zugleich vor »autoritären Keimen«, die in solch subjektiven bzw. relativen Maßstäben angelegt sein können.

Eine Möglichkeit der »Problematisierung« bzw. kritischen Betrachtung von öffentlicher Kommunikation ist (immanente) Ideologiekritik auf Basis massenmedialer Inhalte. Hier treffen also kommunikationswissenschaftliche Expertise und soziologisches Theoriewerkzeug aufeinander. Hinter der Idee einer transformativen Kommunikationswissenschaft steckt auch eine Verschiebung im wissenschaftlichen Selbstverständnis. So kann man mit Yuval Noah Harari (2013) argumentieren, dass es im 21. Jahrhundert nicht mehr darum gehe, zu fragen »Was ist möglich?« oder »Was können wir wissen?«, sondern um die Frage »Was wollen wir wissen wollen?« bzw. »In welcher Gesellschaft wollen wir leben?«. Hier ist insbesondere die Wissenschaft zur Selbstreflexion aufgerufen, die eigenen Forschungsobjekte und -fragen in ihrem Mehrwert hierfür zu prüfen. Rudolf Stöber (2018) hat in seinem Aufsatz *Wenn sie wissen was sie tun ... aber nicht unbedingt warum. Anmerkungen zu Methodik, Erkenntnisinteresse und Folgen für Ausbildung und Innovation* kritisch auf die Schieflage hingewiesen, die in der deutschen Kommunikationswissenschaft besteht zwischen einer »notorisch überschätzten« Methodendiskussion und der Wiederkehr von »stets den gleichen Untersuchungen«. Dabei liege laut Stöber gerade in der Relevanz der Fragestellung die ureigene Aufgabe der Wissenschaft (ebd.: 14).

Die Idee einer transformativen Kommunikationswissenschaft schlägt nun in diese Kerbe, wenn sie zu neuen Fragestellungen aufruft. Ein mögliches Mittel, diesem Anspruch etwas gerechter zu werden, kann dabei die Ideologiekritik von Deutungen und Leerstellen im massenmedialen Diskurs sein. Was unter Ideologiekritik zu verstehen ist, kann mit Rahel Jaeggi (2009) expliziert werden. Grundsätzlich versteht Jaeggi unter Ideologien »Ideen«. Und zwar Ideen, die notwendigerweise und systematisch in bestimmten sozialen Zusammenhängen entstehen. Ideologien sind dabei, so formuliert es Jaeggi, »Überzeugungssysteme, die praktische Konsequenzen haben« (ebd.: 268). Jaeggi schreibt nun der Ideologie (wie Foucault dem Diskurs) realitätskonstituierende Kraft zu:

»Ideologien konstituieren unseren Weltbezug und damit den Deutungshorizont, in dem wir uns und die gesellschaftlichen Verhältnisse verstehen und die Art und Weise, in der wir uns in diesen bewegen« (JAEGGI 2009: 269).

Eine ideologiekritische Auseinandersetzung hat dabei nicht den Anspruch, eine Aussage darüber zu treffen, wie etwas sein soll (ebd.: 278),